Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 52 (1972-1973)
Heft: 6

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

«THE LIMITS TO GROWTH»

Unsere Wirtschaftsform beruht darauf, dass – innerhalb einer liberalen Ordnung und der gesetzlichen Rahmenbedingungen – jeder darauf bedacht sein soll und darf, seinen persönlichen Vorteil zu maximieren. Das Streben aller Einzelpersonen und wirtschaftlichen Organisationen nach maximalem Gewinn führt zu einer Wirtschaft, die dauernd wächst.

Dauerndes Wachstum auf einer endlichen Basis aber ist unmöglich und führt zu einem gewaltsamen Ende: Der von Schimmelpilz befallene Pfirsich wird dem Pilz solange Basis für weiteres Wachstum bieten, als Saft und Fleisch noch unverbraucht vorhanden sind. Sobald dies nicht mehr der Fall ist, geht der Pilz mitsamt dem Pfirsich zugrunde.

Die Steigerung der Zahl der Menschen und ihrer Wirtschaft stösst seit einigen Jahren an Grenzen, die ein weiteres Wachstum auf dem beschränkten Raum der Erde als nicht ratsam erscheinen lassen. Im grossen beunruhigt die dauernde und weitere Zunahme der Bevölkerung und deren schon heute grossenteils jämmerliche Ernährung. Aber auch im kleinen stossen sich die Dinge: zersiedelte Landschaften, verstopfte Strassen, verunreinigte Gewässer und Meeresküsten. Das Resultat: Hungerkrieg zwischen Indien und Pakistan im grossen; im kleinen politisches Malaise, Aufbegehren gegen das «Establishment», weil dieses für die Ursachen des Unbehagens verantwortlich gemacht wird.

Mit den Grenzen des Wachstums befasst sich eine Studie, die von einer Gruppe von Wissenschaftlern am Massachusetts Institute of Technology (MIT) auf Anregung des Club of Rome durchgeführt wurde[1]. Obwohl auf diese Arbeit in der Tagespresse bereits vielfach hingewiesen worden ist, soll hier noch einmal kurz darauf eingegangen werden. Einmal um zu betonen, dass diese Studie grundlegend wichtig und ausserdem so frei von Ballast, leicht lesbar und klar ist, dass man sich nicht mit Rezensionen begnügen, sondern das Buch selbst zur Hand nehmen sollte. Sodann um zu sagen, dass nichts verkehrter wäre, als das Resultat der Studie dahin auszulegen, dass nun alles und jedes Wachstum möglichst rasch aufhören müsse. Es gibt bereits Bezugnahmen auf die MIT-Studie, die den Verdacht aufkommen lassen, das Buch werde zitiert, ohne ordentlich gelesen worden zu sein.

Die Autoren gehen davon aus, dass unsere Welt durch fünf wesentliche Grössen bestimmt wird: Die Bevölkerungszahl, das in Produktionsanlagen investierte Kapital, die Nahrungsmittelproduktion, die nicht ersetzbaren Bodenschätze und die (beispielsweise durch Abfallstoffe erzeugte) Vergiftung des Lebensraumes. Diese fünf entscheidenden Grössen beeinflussen sich gegenseitig dauernd und

intensiv: Die Bevölkerung kann nicht wachsen ohne Verbrauchsgüter und Nahrungsmittel, Verbrauchsgüter und Nahrungsmittel können ohne investiertes Kapital nicht erzeugt werden, ebensowenig ohne weiteren Verbrauch unersetzbarer Bodenschätze und auch ebensowenig ohne weitere Erzeugung von Abfallstoffen. Durch Aufsuchen der wesentlichen kausalen Zusammenhänge und Rückwirkungen und durch eine möglichst gute Quantifizierung dieser Zusammenhänge entstand ein mathematisches Modell unserer Wirtschaftsordnung (world model), welches mit Computer-Berechnungen ausgewertet wurde. Als Zeitbereich wurde die Periode vom Jahre 1900 bis zum Jahre 2100 gewählt.

Das weitere Vorgehen bestand darin, dass das Modell mit verschiedenen Anfangsbedingungen durchgerechnet wurde. Die jeweiligen Anfangsbedingungen führen dann im Verlauf der betrachteten Zeitspanne zu anderem Verhalten der Grundgrössen. Als Plausibilitätsbeweis wird gezeigt, dass das Modell der effektiven Entwicklung vom Jahre 1900 bis heute gerecht wird.

*

Das erste Hauptergebnis besagt, dass das Weltwirtschaftssystem im Verlauf etwa der nächsten hundert Jahre zusammenbrechen wird, wenn Bevölkerungsvermehrung und wirtschaftliches Wachstum wie bisher ungehemmt weitergehen; das System zerfällt infolge der Erschöpfung der unersetzbaren Bodenschätze, in der Folge bricht die industrielle Basis zusammen und reisst die agrikulturelle Basis mit sich, als Nebeneffekt tritt übermässige Pollution auf.

Das zweite Hauptergebnis lautet wie folgt: Technologischer Fortschritt allein genügt nicht, um ein stabiles System zu erzeugen. Beispielsweise wird angenommen, dass «unbeschränkt» zur Verfügung stehende Nuklearenergie es erlaube, durch bessere Verwertung von Bodenschätzen und Rezirkulierung von Altmaterial den Rohstoffverbrauch pro Produktionseinheit auf ein Viertel des heutigen Verbrauchs zu reduzieren; ebenso wird angenommen, dass die in grossem Stil eingesetzte Nuklearenergie es gestatte, die Menge der Abfallstoffe und Nebenprodukte pro Produktionseinheit auf ein Viertel der heutigen Menge zu reduzieren. Weitere derartige Beispiele werden diskutiert, aber das Ergebnis bleibt sich gleich: Kein einzelner technologischer Fortschritt allein und keine Kombination von verschiedenen technologischen Fortschritten führen zu einem auf die Dauer lebensfähigen Wirtschaftssystem: Immer wieder andere Mechanismen bewirken den Kollaps, der jeweils bestenfalls etwas später eintritt.

Das dritte Hauptergebnis: Nur die Kombination zweier nicht-technologischer Massnahmen führt zum Ziel. Erstens muss die Bevölkerungszahl stabilisiert werden. Die Geburtenrate und die Sterberate müssen gleich werden. Aber das genügt nicht. Wenn eine konstante Zahl von Menschen nach immer mehr Gütern strebt, kollabiert das System trotzdem: Man muss zweitens das industrielle Wachstum abbrechen. Die Produktionskapazität (Kapital) darf nicht mehr wachsen, sondern die Investitionstätigkeit muss sich auf die Erhaltung der bestehenden oder einer nur noch mässig erhöhten Kapazität beschränken.

Aber noch nicht genug: Ein in Be-

völkerungszahl und Produktionskapazität stabilisiertes System erschöpft die unersetzbaren Vorräte zu stark, wenn auf dem Stande der heutigen Wegwerf- und Pollutions-Technologie ein einigermassen vertretbarer Lebensstandard gewährleistet sein soll. Deshalb lautet das vierte Hauptergebnis: Nur wenn es durch technologischen Fortschritt gelingt, die Bodenschätze so zurückhaltend wie möglich zu verwerten, verbrauchtes Material zu rezirkulieren sowie die Vergiftung der Umwelt durch schädliche Abfälle und Nebenprodukte zu minimalisieren, nur dann kann ein stabiles System bei vertretbarem Lebensstandard einigermassen dauerhaft sein.

*

Es besteht die Gefahr, dass die ausgezeichnete Studie der MIT-Gruppe als Argument gegen die weitere Entwicklung der Technik verwendet wird und dass unter Hinweis auf die Folgen eines ungehemmten weiteren Wachstums gegen jeden Fortschritt überhaupt und gegen jedes, auch gegen gezieltes Wachstum zu Felde gezogen wird. Die Autoren nehmen hier eindeutig Stellung: «We strongly believe that technological developments – recycling, pollution control devices, contraceptives – will be absolutely vital to the future of human society, if they are combined with deliberate checks on growth. We would deplore an unreasoned rejection of the benefits of technology as strongly as we argue against an unreasoned acceptance of them.» Man muss davor warnen, nun unüberlegt und im Übereifer die Notbremse zu ziehen. Man würde damit unserem komplizierten Wirtschaftssystem in gefährlicher Weise schaden und ausserdem noch ökologisch Schaden stiften.

Die MIT-Studie legt dar, dass nur eine konstante Bevölkerung, die ein qualitativ, aber nicht quantitativ wachsendes Wirtschaftssystem bei minimalem Rohstoffverbrauch betreibt, auf die Dauer existieren kann. Dabei wird versucht, nicht nur Einzelprobleme, sondern ein Gesamtsystem von Problemen zu erfassen. Auch wenn das Modell und einzelne Parameter verbessert oder anders gewählt würden, bliebe das Hauptergebnis wohl doch bestehen (es ist nämlich fast selbstverständlich): Beliebiges Wachstum auf endlichem Nährboden ist unmöglich. Dass unsere Reserven auch bei noch so viel technischem Aufwand nicht beliebig vermehrt werden können, ist einleuchtend (man vergleiche beispielsweise unseren Bericht über die Betrachtungen von Alvin M. Weinberg, in «Schweizer Monatshefte» 51. Jahr, Nr. 12, 1972).

*

Die Studie geht kaum darauf ein, wie ein stabiles System erzeugt werden kann. Sowohl die Stabilisierung der Bevölkerung als auch die Verhinderung unerwünschten Wachstums können nur durch steuernde Massnahmen erreicht werden, das heisst durch Konkretisierung der im MIT-Modell vorgesehenen Regelmechanismen. Die Wissenschaft, insbesondere die Nationalökonomie, muss ein Instrumentarium bereitstellen, das die Wirtschaft und die Bevölkerung auf Stabilität hinsteuert. Über die hier vom Staat zu treffenden Massnahmen bestehen heute noch keine konkreten Vorstellungen.

Wenn die Stabilisierung nicht, nach Verstaatlichung des gesamten Wirtschaftslebens, einfach durch Dekret, sondern innerhalb einer liberalen Ordnung erfolgen soll, die dem Einzelnen noch Freiheit für Initiative und Entwicklung gibt, dann wird ein komplexes dirigistisches System von Steuern und Gesetzen benötigt, welches als Randbedingung dient und die Begrenzung der Gesamtwirtschaft erzwingt, ohne den Einzelnen zu sehr in eine Zwangsjacke zu stecken. Die MIT-Gruppe hat, wie aus dem Buch klar hervorgeht, hierzu noch keine konkreten Vorschläge zu machen. Sie schliesst, wie uns scheint, mit einigen zu wenig inhaltsreichen und wahrscheinlich zu optimistischen Betrachtungen über die Entfaltungsmöglichkeit des Einzelnen in einer stabilisierten gesteuerten Umwelt.

In der als notwendig erkannten Zielsetzung steckt eine sehr schwerwiegende politische und soziale Problematik: Sollen die armen Völker auf ewig arm bleiben, wenn der heutige Lebensstandard nicht oder nur mässig erhöht werden darf? Soll die Spanne zwischen arm und reich auch in den einzelnen nationalen Volkswirtschaften so gross bleiben, wie sie heute ist? Kann die Zielsetzung erreicht werden ohne völligen Umsturz der sozialen Ordnung? Die marxistische Ordnung heutiger Prägung wird die Probleme sicher weniger gut lösen als die vielgeschmähte kapitalistische Leistungsgesellschaft. Was passiert, wenn durch allgemeine Austerity dem Einzelnen das stimulierende Ziel, sich hinaufzuarbeiten, teilweise genommen werden muss, weil sich eben nicht alle hinaufarbeiten können, weil jede Verbesserung des Lebensstandards des einen notwendigerweise auf Kosten des oder der anderen erfolgen muss?

Im übrigen bleiben nach der Lektüre des Buches Pessimismus und Skepsis: Die notwendigen Massnahmen werden wohl global nicht getroffen werden, die freiwillige Stabilisierung von Bevölkerung und industrieller Produktion vor dem Jahre 2000 wird nicht erfolgen, in irgendeiner Form wird eine unfreiwillige und mit Härten verbundene Beschränkung auf die Menschheit zukommen. Man kann höchstens hoffen, dass im begrenzten nationalen Rahmen hier und dort die Vernunft sich behaupten kann.

Man muss den Autoren und dem Club of Rome, einer aus privater Initiative entstandenen Studiengruppe zur Erforschung von Zukunftsproblemen, dankbar sein für diese Studie. Es ist zu hoffen, dass die notwendigen vertiefenden Arbeiten folgen, besonders solche, die sich mit politisch konkret ins Auge zu fassenden Massnahmen auseinandersetzen.

Heinz Albers

[1] Donella H. Meadows, Dennis L. Meadows, Jorgen Randers, William W. Behrens III., The Limits to Growth, A report for the Club of Rome's Project on the Predicament of mankind, Universe Books, New York 1972. Deutsche Ausgabe: Dennis L. Meadows, Donella H. Meadows, Erich Zahn, Peter Milling, Die Grenzen des Wachstums, Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1972.

DIENST AN GOETHE

«Il y a des modes littéraires comme il y a des modes vestimentaires», hat André Maurois einmal bemerkt[1]. «En certain temps et en certains milieux, la mode proscrit toute littérature nouvelle, en d'autres elle refuse tout respect à la littérature traditionnelle et la plupart des esprits, timides, hésitants, acceptent des directions étrangères, même contre leurs sentiments intimes, si elles sont données à la fois avec continuité et avec violence.»

Goethe steht heute bei jenen, welche die Meinungen machen, nicht hoch im Kurs. Mit Johannes Urzidil ist wohl der vorläufig letzte namhafte deutschsprachige Schriftsteller hingegangen, für den er noch eine lebenformende Macht war. Aber Moden kommen und vergehen, auch literarische. Darum ist es gut, dass, in ausgesprochenem Gegensatz zu dem heutigen Tief seiner Geltung, eine unbeirrbar treue Forschung sich weiterhin bemüht, seine Hinterlassenschaft zu sichern und die Dokumente seiner Existenz zu bewahren. Von den Ergebnissen solcher Gelehrtenarbeit ist hier zu berichten.

Da ist einmal die Neuausgabe des «Biedermann», jener für die Kenntnis des Dichters und seiner Zeit unschätzbaren Dokumentensammlung. Unter dem alten Titel «*Goethes Gespräche*» wird sie seit 1965, beträchtlich vermehrt, von *Wolfgang Herwig* im Artemis Verlag herausgegeben.

Für den dritten, abschliessenden Textband, der die letzten fünfzehn Lebensjahre umfasst, ist der Bestand an Zeugnissen derart angewachsen, dass eine Zweiteilung nötig wurde. Der erste Halbband, der heute vorliegt, setzt 1817, nach dem Rücktritt Goethes von der Theaterleitung, ein und bringt auf fast 900 Seiten die Berichte bis zu seinem Dienstjubiläum 1825, ist also begrenzt durch zwei die amtliche Stellung und zugleich das menschliche Verhältnis zu Carl August bezeichnende Ereignisse[2]. Vor Beginn dieses Zeitraums ist Christiane gestorben, bald darauf heiratet der Sohn August und zieht mit seiner Frau Ottilie in die Mansardenwohnung im Haus am Frauenplan: die Lebensumstände des Dichters ändern sich damit nicht unwesentlich. Wie bisher weilt er sehr oft auswärts, in Jena, wo ihn die Universität, das Frommannsche Haus, Knebel, vor allem wohl die Arbeitsruhe locken; von 1818 bis 1823 jeweils wochen-, ja monatelang in einem der böhmischen Bäder, wo er Geselligkeit und auch wieder ein für seine Arbeiten förderliches Klima sucht. Hier wie dort haben die zahlreichen Menschen seines täglichen Umgangs berichtet, zum Beispiel der Kanzler von Müller oder der feine und gescheite Genfer Soret; alte Freunde, wie Humboldt, Graf Reinhard, Zelter, tauchen auf und erzählen dann von ihrer neuen Begegnung mit ihm, fremde Besucher von nah und fern drängen sich heran, und auch sie halten ihre Eindrücke fest, spontan, unprätentiös, in Brief oder Tagebuch – oder als «Literatur», aus dem Rückblick für die Nachwelt zur eigenen Gloria aufgemutzt. Das Disparateste steht da nebeneinander: neben den rührend ahnungslosen späten Erinnerungen Ulrike von Levetzows haben die Relationen eines Polizeispitzels ihren Platz, der über die Schritte des weimarischen Staatsministers nach

Wien rapportiert. Die Wiedergabe literarischer oder künstlerischer Gespräche findet sich da, aber auch der Begleitbrief des Dieners Stadelmann zu zwei Locken seines Herrn; Empfänger unbekannt, Preis ebenfalls! Menschlich besonders ansprechend sind die Briefe Felix Mendelssohns, der mit seinem Lehrer Zelter bei Goethe wohnt. Alle Nachmittage mache dieser den Flügel auf und sage: «Mach mir ein wenig Lärm vor», erzählt der Zwölfjährige seinen Eltern. «Dass seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel grösser als Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er, wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiss, sein Gang ist fest, seine Rede sanft» (S. 342).

Die Besucher treffen Goethe nicht alle in gleich guter Verfassung. Entscheidend für den Empfang ist freilich etwas anderes. Wenn der Fremde offensichtlich nur aus Neugier kommt oder sich überheblich gibt, hat er es bald verspielt. Besonders muss er durch das, was er vertritt, das Interesse des Alten wecken. Da haben es die Amerikaner gut oder die Naturwissenschaftler, Soret zum Beispiel. Cogswell, der beide Vorzüge vereint: «They say in Germany that he is proud and has no heart, but it has ever been my good fortune to see him when he showed none of his pride, and to be received by him as if he had a heart, and a feeling one too. I know not when I was more touched at parting from a person to whom I was bound by no particular tie, than from him» (S. 130). Wenn er persönliche Substanz, sachlich Bedeutendes im andern wittert, dann hilft er ihm mit oft bezeugter Güte über die Befangenheit des Anfangs weg und verträgt auch jugendliche Anmassung ohne weiteres. Victor Cousin erzählt, wie er, fünfundzwanzigjährig, dem «Voltaire de l'Allemagne» lebhaft belehrend widerspricht. «Ce ton de jeune homme», meint er nachher, «aurait irrité Voltaire: il fit sourire Goethe, et l'intéressa même, car tout ce qui avait la moindre apparence de caractère et de nouveauté, en mal ou en bien, excitait son attention» (S. 29).

Solche Stellen sollten sich die Schwarzweissmaler notieren, die über Goethes Charakter so genau Bescheid wissen. Vor dieser vielstimmigen Sammlung der Berichte hat eben keine einfache Formel Bestand, weder die unbedingte Ablehnung des Menschen Goethe noch seine Vergötterung. All das ist vielfältig und widerspruchsvoll wie das Leben selbst, nur einem Sowohl-Als-auch zugänglich, der dialektischen Betrachtungsweise Goethescher Art.

Das Gesprächswerk gibt sich schon in seinem Äusseren als Ergänzung zu der «Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche» zu erkennen, die auf das Jahr 1949 unter Leitung von Ernst Beutler zu erscheinen begann. Diese Ausgabe, die nichts von ihrem Gewicht und nichts von ihrem Reiz verloren hat, wird jetzt durch einen «*Registerband*», bearbeitet von *Martin Müller*, erschlossen[3]. Das Hauptverzeichnis enthält auf 495 Seiten ausschliesslich Namen, «Namen von Goethes Zeitgenossen und historischen Personen, von Figuren aus der antiken Mythologie und der Bibel, von Personen, die in Werken der Literatur (bei Goethe wie bei anderen Autoren) auftreten, ausserdem die Namen von Ländern, Völkern und Örtlichkeiten, wirkliche und fiktive». Auf

nochmals fünfzig Seiten sind alle Äusserungen Goethes über seine Werke verzeichnet. Ein alphabetisches Werkregister und die Lebensdaten folgen. Mit diesem hilfreichen Nachtragsband ist die Gedenkausgabe würdig abgeschlossen.

Ebenfalls dem Abschluss nähert sich das «*Corpus der Goethezeichnungen*»[4]. *Gerhard Femmel*, der verdienstvolle Bearbeiter des grossartigen Quellenwerks, das Goethes Zeichentrieb und Zeichenlust, eine Grundkraft seines Wesens und Schaffens, überhaupt erst in ihrem Umfang und ihrer Bedeutung völlig sichtbar macht, kann den letzten Katalogband vorlegen, der wieder in einem splendiden Tafelteil nahezu alle Blätter reproduziert. Der Band enthält die «Zeichnungen ausserhalb der Goethe-Institute der nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar», ferner Nachträge und Berichtigungen zum Bisherigen. Das liest sich so leichthin. Voraussetzung war aber die Nachforschung nach dem Verbleib einiger Hundert Goethescher Zeichnungen, die heute, vom Autor selbst oder seinen Erben und Nachlassverwaltern grosszügig verschenkt, über die Grenzen Europas hinaus bis in die Neue Welt verstreut sind, als Besitz Privater oder von öffentlichen Institutionen. Von manchen Blättern ist nur bezeugt, dass sie existiert haben; andere sind in Auktionskatalogen abgebildet, aber heute verschollen. Ein nicht ganz unbeträchtlicher Teil ist als endgültig verloren abzuschreiben. Eine Reihe schöner Stücke befindet sich in Schweizer Besitz, darunter ein 1965 auf einer Auktion zu dem sensationellen Preis von DM 40000 angebotenes Aquarell. Nicht alle Zeichnungen haben diesmal dem Bearbeiter im Original vorgelegen, daher die gelegentliche Unvollständigkeit der Katalogangaben. Auch die Abbildungen beruhen zum Teil auf alten Fotos. Der mit bewundernswerter Akribie erarbeitete Katalog, der namentlich auch die zahlreichen unsicheren Zuschreibungen kritisch erörtert, wird ergänzt durch eine Bibliographie, die natürlich Auktions- und Ausstellungskataloge, daneben aber auch Entlegenstes, wie Aufsätze in vergessenen Zeitschriften, Jahresberichte, Privatdrucke und dergleichen, aufführt. Eine Gesamtkonkordanz setzt sämtliche Corpus-Nummern in Bezug zu allen sonstigen Inventar- und Katalognummern oder Sammlungs- und Archivsignaturen.

Der Band hätte nach dem ursprünglichen Plan auch noch die Sammlung der Äusserungen Goethes und seiner Zeitgenossen über seinen Zeichentrieb und seine Zeichnungen aufnehmen sollen. Das erwies sich aus Raumgründen als unmöglich. So soll die Sammlung der Zeugnisse als eigener Band folgen. Man kann dem Verlag nur gratulieren zu diesem grosszügigen Entschluss.

Fritz Rittmeyer

[1] Etudes anglaises, Paris 1927, S. 89. – [2] Goethes Gespräche, eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang, aufgrund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und herausgegeben von Wolfgang Herwig, 3. Band, 1. Teil, Artemis Verlag, Zürich und Stuttgart 1971. – Vgl. Monatshefte, Dezember 1965, S. 876ff. – [3] Artemis Verlag, Zürich und Stuttgart 1971. – [4] Band VI B, Veb E. A. Seemann, Buch- und Kunstverlag, Leipzig 1971.

HOMO POETA

Zum Brentano-Buch von Bernhard Gajek

Die Lage des Brentano-Forschers ist heute nicht einfach. Nach anderthalb Jahrhunderten, in denen das Bild des Dichters und seines Werks jene Leuchtkraft und Faszination gewann, die von sehr bestimmten, ausschliesslich der ersten Lebenshälfte zugeordneten Eigenschaften ausgehen, verschieben sich die Grundlagen. Nicht nur die Biographie Clemens Brentanos ist – unter anderem durch Briefveröffentlichungen – ergänzt worden. Die Arbeit am Nachlass hat gezeigt, dass die Überlieferung mangelhaft ist. Vor allem aber erkennen wir, was die seit einiger Zeit bekannte Tatsache in Wirklichkeit bedeutet, dass umfangreiche Teile des poetischen Schaffens dieses Dichters noch gar nicht gehoben sind. Der Brentano-Forscher muss also die alten Texte überprüfen und die neuen textkritisch bearbeiten. Ihre Datierung macht oft Schwierigkeiten. Die Vorarbeiten zur umfassenden historisch-kritischen Ausgabe sind erst angelaufen. Wer zu Strukturanalysen ansetzen will, muss zuerst Philologenarbeit leisten. Die Situation bringt es mit sich, dass auch die sehr umfangreiche Sekundärliteratur im Lichte neuer Kenntnisse kritisch gesichtet werden muss. Es gilt also, neue Einzelzüge oder dann bisher wenig oder nicht beachtete Teile des Werks zu untersuchen und gleichzeitig die Konsequenzen der Teilergebnisse für das Gesamtbild zu überdenken. Das Buch von Bernhard Gajek widmet sich dieser doppelten oder dreifachen Aufgabe[1].

Seit je war die «Wende» ein Hauptproblem der Brentano-Forschung: die Abkehr des Dichters von seinem Jugendwerk und seine Hinwendung zum religiösen Leben. Es gibt von ihm selbst Aussagen, wonach es ihm schmerzlich sei, seine früheren Werke gedruckt zu sehen. Er begegnete «dem unbestimmten poetischen Leben», das ihm nun wie «ein Musizieren in der Luft» erschien, mit Misstrauen und selbst mit Scham. Seine ersten Herausgeber konnten sich auf Willensäusserungen des Dichters stützen, wenn sie milderten, was frech oder unbesonnen scheinen mochte. Es lag sowohl in der Zeit wie eben in der Lebenswende Brentanos begründet, dass man zurechtstilisierte und verharmloste, was ein frommes Gemüt verletzen konnte. 1967 hat Henning Boetius in Einzelheiten nachgewiesen, in welch geglätteter Form die Gesammelten Schriften, die erste Gesamtausgabe, vor allem das lyrische Werk überlieferten. Anderseits entstand gerade unter dem Eindruck dieser Umstände die Meinung, es sei strikte zu unterscheiden zwischen dem Poeten und Sänger der frühen Jahre und dem frommen Protokollanten der Visionen der Nonne von Dülmen. Was vor der «Wende» entstanden war, genoss die Bewunderung der Interpreten; was aus der Zeit nachher stammte, wurde kaum noch als Dichtung gewürdigt. Man sprach von Erbauungsliteratur, vom alternden Brentano gar als von einem publizistischen Vorkämpfer der katholischen Kirche.

Die Wendung vom weltlichen zum religiösen Leben, eine in Brentanos Biographie sicher nicht zu übersehende Umkehr, bezeichnete für viele seiner Bewunderer lange Zeit den Tod des Dichters. Eine der Hauptabsichten Bernhard Gajeks besteht darin, diese Deutung auf Grund des alten wie des neuen Materials zu überprüfen, und er gelangt schliesslich dazu, sie zu widerlegen. Der Untertitel seines Werks lautet programmatisch: «Zur Kontinuität der Problematik bei Clemens Brentano», wobei diese Kontinuität eben über die Lebenswende hinaus nachgewiesen werden soll.

Der Umfang des Buches – 600 Druckseiten – erklärt sich aus der Komplexität der Aufgabe. Ausführlich setzt sich der Verfasser mit der Entwicklung der neueren Forschung auseinander. Den Arbeiten über die Emmerick-Schriften widmet er dabei besondere Aufmerksamkeit. Es fällt darin irgendwo das Urteil, das die Situation des religiösen Schriftstellers Brentano kennzeichnen soll: «Ohnmacht vor der Übermacht des Stoffes.» Gajek setzt ihm entgegen, dass vor kurzem erst die druckfertige Abschrift der «Lehrjahre Jesu» in Gars am Inn wiedergefunden worden ist und dass es möglich scheint, das nahezu vollständige eigenhändige Manuskript dazu aus dem in Rom befindlichen Material zu rekonstruieren, endlich und vor allem aber, dass die Spätfassungen der Märchen und die letzten grossen Gedichte alles andere als die Ohnmacht des Dichters vor dem Stoff belegen. Im Anhang seines Buches ediert Gajek überdies bisher unveröffentlichte Texte, die seine Ergebnisse stützen: Notizen von Brentanos Hand in Luise Hensels Tagebuch, ein Fragment über die ideale Periode von Staaten und fünfzehn Briefe an Antonie und Hermann Joseph Dietz sowie an den Malerfreund Edward Steinle, dem die Marina-Legende gewidmet ist. Ausserdem erhält der Leser Einblick in die handschriftlich erhaltenen Listen der Bücherbestände aus Brentanos Besitz, die wichtige Hinweise auf die Quellen zu den späten Dichtungen geben. Mit grosser Sorgfalt ist die Bibliographie angelegt; das Bildmaterial im Anhang wird zum Teil erstmals veröffentlicht.

Den Kern der Untersuchungen Gajeks bilden die Analysen einzelner Dichtungen, die «schwerpunktartig den Anfang, die Mitte und das Ende des lyrischen Schaffens dokumentieren». Die Auswahl zeigt Absicht und Methode. Die im Untertitel berufene «Kontinuität der Problematik» soll gerade an bisher kaum beachteten Texten aus der Frühzeit, aus der Zeit der «Wende» und schliesslich aus den letzten Lebensjahren nachgewiesen werden. Nicht die längst bekannten, berühmten und für das Brentano-Bild, wie es bisher war, sattsam in Anspruch genommenen Gedichte, sondern die ersten Versuche des jungen Clemens, ferner die Lyrik der ersten Dülmener Zeit, deren einzelne Stücke, auf jenes Bild bezogen, befremdlich scheinen müssen, endlich Texte aus der Spätzeit wie vor allem die Marina-Legende werden gründlich untersucht. Die zweite und die dritte Gruppe entstammen also dem Lebensabschnitt, der bisher für «dichterisch unfruchtbar» gehalten wurde.

Und das Ergebnis? Zunächst wäre festzustellen, dass allein schon die Fragestellung ertragreich ist. Lange genug hat die Fixierung durch den Gegensatz von Dichtung und Erbauungsliteratur den Blick auf charak-

teristische Züge des Gesamtwerks verdeckt. Gajek deckt Strukturen auf, die bisher in so konsequenter Weise nicht vom Früh- bis zum Spätwerk nachgewiesen worden sind. Begrenztheit und Endlosigkeit, Sprechen und Verstummen entsprechen Grundspannungen in Brentanos schöpferischem Prozess. Der Dichter, der sich wortreich verströmt, und der fromme Büsser, der verstummt oder im Dienst an überlieferter Weisheit aufgeht, bezeichnen nicht zwei säuberlich voneinander getrennte Lebensabschnitte, sondern eine Polarität, die in den frühen Gedichten ebenso nachgewiesen werden kann wie in den Legendendichtungen der Spätzeit.

Am Beispiel der Marina-Legende von 1938/1941 lässt sich andeuten, was Gajeks Arbeit im ganzen kennzeichnet. Methodisch werden Textkritik, Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte einbezogen. Stoffgeschichte und Quellennachweis können sich in diesem Fall auch auf die Bücherlisten aus dem Nachlass stützen. Ausführlich wird erläutert, welche äusseren Absichten Brentano mit der Publikation der Marina-Legende verfolgt hat: einerseits sollte der Erlös einem wohltätigen Zweck dienen, anderseits hoffte der Dichter, mit Hilfe der Zueignung des Gedichts an den Freund Edward Steinle dessen Berufung an die Münchner Akademie zu fördern. Es gibt eine Zeichnung Steinles, die eine Szene der Marina-Legende darstellt; Brentano hatte das Blatt Emilie Linder zum Geburtstag geschenkt. In dieser Weise wird umsichtig zusammengetragen, was philologisch, historisch, biographisch, textkritisch und überlieferungsgeschichtlich beizubringen ist. Erst in dem auf diese Weise vermessenen und abgesteckten Raum geht der Verfasser zur Analyse des Textes über. Von besonderer Bedeutung sind dabei die Motiv-Parallelen, die das späte Gedicht mit Werken aus früheren Lebensphasen unmittelbar verbinden, so zum Beispiel die nachträgliche Sanktionierung einer sündigen Liebesbeziehung, die – wie in der Marina-Legende – auch in der «Chronika» I und II, in den «mehreren Wehmüllern», in den «Romanzen vom Rosenkranz», aber auch in den religiösen Schriften als wichtiges Motiv begegnet. Ähnlich verhält es sich mit dem Motiv der Geschlechtsvertauschung oder mit dem der Verlassenheit von Mutter und Kind. In formaler Hinsicht wäre hier auch die Selbstwiederholung zu erwähnen: die auffallende Tatsache, dass Brentano Gedichtteile in anderen Gedichten, in erzählenden oder dramatischen Arbeiten wiederaufnimmt, bezeichnet «die Wiederkehr, Abwandlung oder Spiegelung typischer, meist leidvoller, aber schöpferischer Situationen». Die Stoffe und die Ausdrucksweisen ändern sich auf dem langen Weg vom Früh- zum Spätwerk; die zentrale Problematik jedoch bleibt, die romantische Antinomie von Leben und Kunst und «die schon im ‹Godwi› leidenschaftlich umworbene Einheit von Dichtung und Leben». Clemens Brentano wechselt die Aussagemittel, er verändert die Perspektiven; aber sein Dichten und sein Verstummen sind eine «konstituierende Antinomie». Gajek kommt zum Schluss, dass es geradezu irreführend sei, im Blick auf Brentanos Rückkehr zur Kirche von einer absoluten Wende hinsichtlich seiner dichterischen Produktion zu reden. Für diesen Dichter erreicht die Kunst ihren Höhepunkt «im stammelnden Lobpreis des Göttlichen, im wortarmen Aussprechen des

Unerklärlichen, Wunderbaren», und dies nicht erst nach der «Wende», sondern schon im Frühwerk, beispielsweise schon im «Godwi», wo der Tod des Autors als Beginn der Autorschaft gedeutet wird.

Der Verfasser erachtet in seiner allzu bescheidenen Bilanz die Sicherung der Texte als «beschränkt erfolgreich», nimmt jedoch mit gutem Recht für sich in Anspruch, dass der Nachweis der Kontinuität der Problematik voll gelungen sei. Insofern stellt sein Buch den Durchbruch einer Betrachtungsweise dar, die bis jetzt nur sporadisch versucht wurde. Noch Werner Hoffmann, von dem 1966 die jüngste Gesamtdarstellung von Leben und Werk Brentanos erschien, vermag nicht überzeugend genug darzulegen, was er sich doch vorgenommen hat: dass es sich bei der «Wende» nur um eine Strukturverschiebung handle, «bei der Strebungen, die früher unter der Oberfläche mächtig sind, dominant werden». Gajeks methodischer Ansatz und die imponierende Durchführung des Unternehmens erweisen sich in dieser Hinsicht als höchst ertragreich.

Man ist versucht, im Anschluss an das, was hier an Erkenntnissen über den «Homo Poeta» Clemens Brentano gewonnen wurde, Fragestellungen und Behauptungen aufzugreifen und auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen, die im Literaturgespräch der Gegenwart eine Rolle spielen. Wenn die Brentano-Forschung zwischen dem Dichter und dem religiösen Schriftsteller unterscheidet, so spricht sie eine Sprache, die so nicht mehr verstanden wird. Wir haben ein Vierteljahrhundert deutscher Nachkriegsliteratur hinter uns, die ihren Ausgang vom «Nullpunkt» nahm und ihr erstes Selbstverständnis im Kampf gegen «Kalligraphie» fand. Vor allem ist für die Gegenwart charakteristisch, dass sich kein namhafter Schriftsteller als «Dichter» begreifen möchte noch auch nur duldet, so genannt zu werden. Man könnte geradezu sagen, der Abwertung des Begriffs Schriftsteller, die in manchem gelehrten Urteil über das Spätwerk Brentanos zu finden ist, trete heute eine Abwertung des Dichters gegenüber. Nun sind das natürlich Begriffsklaubereien, solange nicht genau beschrieben wird, was gemeint ist. Eine Untersuchung wie die Bernhard Gajeks ist über den Gegenstand hinaus, dem sie sich zuwendet, eine begründete Widerlegung gängiger Behauptungen. Indem sie in den Antinomien von Geschichtlichkeit und Überzeitlichkeit, Schein und Sein, Kunstfertigkeit und lyrischer Unmittelbarkeit Grundbedingung und Stimulans einer produktiven Natur aufzeigt, arbeitet sie auch an den Grundlagen einer Diskussion, die unfruchtbare Deklarationen endlich ablösen sollte.

Anton Krättli

[1] Bernhard Gajek, Homo Poeta, zur Kontinuität der Problematik bei Clemens Brentano, Athenäum-Verlag, Frankfurt a. Main 1971.

LERNEN, SICH AUF EINE KLEINIGKEIT ZU STÜTZEN

Zu neuen Gedichten von Walter Helmut Fritz

In einer für die zeitgenössische Literatur selten gewordenen Konstanz und Kontinuität geht der in Karlsruhe lebende Lyriker und Romancier Walter Helmut Fritz unbeirrbar auf seinem eigenen Weg voran. Man erkennt seine Feder in jedem Satz, und die Schwierigkeit beginnt erst dort, wo man zu sagen versucht, worin dieses Unverwechselbare besteht. Möglicherweise sogar darin, dass hier ununterbrochen etwas verwechselt wird? Dass zwei Bereiche, die in der Welt sich ausschliessen, hier eine unlösliche Einheit bilden?

Vor zwei Jahren hatte Fritz einen Roman veröffentlicht, der tatsächlich «Die Verwechslung» hiess. Nach ein paar Ehejahren kommt eines Tags der Mann nicht mehr nach Hause, und die Erzählung besteht aus lauter Notierungen, die die verlassene Frau betreffen. Am Ende aber weiss sie nicht mehr, ob der Mann tatsächlich fort war oder ob sie es sich bloss vorgestellt hat: ob sie nicht einen Traum mit der Faktizität *verwechselte*.

Dass etwas fehlt, das doch irgendwo noch vorhanden sein muss, ist sozusagen überall die Ausgangssituation. Die Prosa dieses Autors wie seine Lyrik reden eine Sprache des Fehlens. Um das genau benannte Nächstliegende evoziert sie das, was seit Mallarmé als «absence» bezeichnet in die moderne Lyrik einging. Der jüngste Gedichtband ist direkt nach diesem Nächstliegenden benannt: «Aus der Nähe»[1]. Die Sprache geht mühelos ein paar alltäglichen konkreten Gegenständen oder Situationen nach und setzt sie so, dass sich daran das Andere aufschliesst, in ähnlichen Vorgängen, wie «der Lärm der Zikaden Räume der Stille öffnete».

In einem besonders schönen, schwerelosen Text geschieht es auf diese Weise:

Die Asphodelus-Blüten
öffnen sich doch auch dort,
wo wir nach dem Tode sind,
sagten sie –
wenn auch nicht
in dieser allzu grossen
Sichtbarkeit.
Ob sie sich malen liessen,
sei nicht gewiss.

Was aus diesem genau gezählten, lakonischen Vokabular auf den ersten Blick herausstich und befremdet, ist das überzählige «doch». Warum öffnen sich die Blüten «*doch* auch dort»? Offenbar sind wir, wenn das Gedicht beginnt, gar nicht am Anfang; Anderes, Unausgesprochenes, ist vorangegangen. Wahrscheinlich ist ein Zweifel aufgestiegen, dem die Aussage jetzt antwortet; vielleicht der Zweifel daran, dass es nach dem Tode noch etwas gebe; und diese Blüten werden jetzt gleichsam als Beweis angeführt. Wie viel aber wiegt der Beweis? Sogleich, mit einem leisen Hauch von Humor, wird die Antwort am Schluss ins Ungewisse zurückgenommen. Der Raum ist wieder offen; ein Zwischenreich zwischen einer grossen und einer schwer bestimmbaren kleinen Sichtbarkeit ist aufgerufen und in

ihm die Einheit hergestellt, in welcher der Tod dem Leben selbstverständlich zugehört. –

Keine heutige Lyrik hält einen grösseren Abstand zu allen Arten der experimentellen Poesie. Es gehört zum Eigensinn dieser Gedichte, dass sie die Wörter nicht vom Leben abtrennen, dass der «Versuch» sich – ganz im Sinne von Valérys «il faut tenter de vivre» – ständig im Leben abspielt; und dass die Wörter mitkommen. Das letzte Gedicht des Bandes sagt dies so:

Wie die Worte
sinken
langsam
lautlos
weiss
angelockt
von den Dingen
auf denen sie sich
niederlassen,
denen sie ähnlich werden
zum Verwechseln.

Durch dieses Suchen, den Versuch zu leben, geht unablässig auch die Sorge um das Richtige. Sie drückt sich aus in ein paar direkt «engagierten» Gedichten –, die aber nicht die besten sind, weil etwas vereinfachend Stereotypes sie bedroht. Sehr viel differenzierter aber liegt die Frage, wie wir uns verhalten sollen, in den anderen. Auch ein Autor wie Camus hatte sich diese Frage gestellt und forschte damit nach allgemeinen Richtlinien in der zeitgenössischen Situation. Für Fritz besteht dieses Allgemeine kaum. Das Dasein ist eine Folge von unendlich variablen Situationen; und die Frage zielt meist auf das jeweils Besondere.

«*Dort Schattensteine, Rufe, weggeweht,*
Akazienschweigen –
wie willst du ihnen gegenüber
dich verhalten»

hiess es schon in einem frühen Gedicht. Denn jede Erscheinung der Aussenwelt, jeder aufsteigende Gedanke ist eine spezielle Herausforderung, auf die ich speziell antworten muss. «Für einen Augenblick / hat er sich getäuscht» beginnt ein Gedicht, in welchem darauf die Täuschung in den Tod führt. Fritz hat vor kurzem ein Theaterstück geschrieben, «Die Besucher», dem eine ebenso originelle wie bezeichnende Idee zugrunde liegt. Alle früheren Fehler kehren eines Tags in Gestalt von Personen zurück und bedrängen den Mann, der sie begangen hat. «Bedrängen» ist allerdings schon zu viel gesagt, eigentlich sind sie einfach da, und das Verblüffende ist gerade die raffinierte – und hier geradezu perfide – Selbstverständlichkeit, mit der sie sich bewegen, reden oder schweigen, und dabei keine Spur von allegorischer Ornamentik aufweisen. Ein Fehler, den einer begangen hat – aber in bezug auf was eigentlich? –, das ist auch hier für Walter Helmut Fritz so konkret und mühelos gegenwärtig, wie ein Stein am Wegrand.

Und doch bedeutet dies natürlich ein ganz unpathetisch und fast humorvoll artikuliertes Inferno. Dass etwas dahockt, den Raum für das Mögliche, Unsichtbare, Abwesende versperrt, das kann, im Kontext dieses Werkes, nur die Hölle sein. Der Fehler, das falsche Verhalten, ist tödlich, weil es den Freiheitsraum fortnimmt, in welchem die Imagination spielen kann. An diesem arbeitet der Autor unermüdlich von einem Gedichtband zum anderen; und die Veränderung seiner Lyrik besteht namentlich darin, dass sie im Fortgang

der Zeit immer mehr Luft, immer grössere Distanzen, immer mehr Schweigen und Verschwiegenes zwischen den Wörtern einzufangen weiss. Irgendwo in «Aus der Nähe» wird gesagt: «Lernen, sich auf eine Kleinigkeit zu stützen.» Das bezeichnet eine Anweisung für den Alltag des Lebens genau so gut wie für das Schreiben. Auf eine Reduktion der Mittel zielt es ab, um der Stille immer mehr Raum zu gewähren, bis «ein Schweigen das andere gibt». Wurzelt das Unverwechselbare dieses Autors hier, in dieser Übereinstimmung von ästhetischem und menschlichem Verhalten? Vielleicht liegt das Geheimnis für das scheinbar so mühelose Gelingen in dieser mit genauem Kalkül unbeirrbar durchgehaltenen «Verwechslung».

Gerda Zeltner

[1] Walter Helmut Fritz, Aus der Nähe, Hoffmann und Campe, Hamburg 1972.

C. G. JUNGS BRIEFE

Aniela Jaffé, die langjährige enge Mitarbeiterin, Protokollantin und Herausgeberin des autobiographischen Lebensberichts von C. G. Jung («Erinnerungen, Träume, Gedanken», Walter-Verlag, 4. Aufl., Olten und Freiburg i. Br. 1967), legt den ersten Band der auf drei Bände berechneten Briefsammlung des grossen Tiefenpsychologen vor, die gleichzeitig, von *Gerhard Adler*, London, besorgt, in englischer Sprache erscheint[1].

Hat Jung in seiner Autobiographie in geradezu bekenntnishafter Offenheit in den Werdeprozess der von ihm begründeten Analytischen Psychologie und damit in die Abläufe seiner innersten seelischen Erfahrungen hineinblikken lassen, so stellen seine Briefe, die allein im ersten Band nahezu ein halbes Jahrhundert umspannen, wertvolle Kontexte dar, deren Kenntnis für eine sachgemässe Beurteilung seiner Person wie seines Werkes nahezu unerlässlich ist. Ursprünglich sah es so aus, als wollte Jung in Übereinstimmung mit dem Sigmund-Freud-Archiv in New York seinen aufschlussreichen Briefwechsel mit Freud bis zum Jahre 1991 der Nachwelt vorenthalten. Die Söhne der beiden massgeblichen Begründer der modernen Tiefenpsychologie verkürzten die Wartezeit und ermöglichten es, dass eine Anzahl der an Freud gerichteten Briefe in dieser Sammlung publiziert werden können.

Die vorliegende Edition gewährt aber nicht nur einen interessanten Einblick in die Vorgänge der jungen psychoanalytischen Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg und in das Werden der Analytischen Psychologie: So begegnet man unter den Adressaten neben Analytikern wie Karl Abraham, Sandor Ferenczi, August Forel, Erich Neumann oder Jolande Jacobi einem vielgestaltigen Symposion, Persönlichkeiten aus vielfältigen Bereichen des kulturellen Schaffens, etwa den Dichtern Hermann Hesse und James Joyce, über dessen «Ulysses» Jung flucht und den er wegen seiner aussergewöhnlichen psychologischen Tiefe bewundert. Joyce war stolz auf den Brief, in dem der Schwei-

zer Psychologe die Vieldimensionalität seines Hauptwerkes gewürdigt hat. Die Physiker Wolfgang Pauli und Pascual Jordan tauchen als Briefpartner auf. Vor allem der Gedankenaustausch mit dem Nobelpreisträger Pauli zeigt, wie fruchtbar der Dialog zwischen Analytischer Psychologie und moderner Physik sein kann. Mit Karl Kerényi als einem massgeblichen Vertreter der klassischen Altertumswissenschaften, dem Sinologen Richard Wilhelm, den Indologen Heinrich Zimmer und Wilhelm Hauer war Jung durch langjährige und enge Zusammenarbeit verbunden. Man denke nur an die gemeinsam mit Kerényi betriebenen Studien zur Mythologie und deren Deutung oder an die Kommentierung östlich-fernöstlicher Weisheitsbücher. Deshalb zählt der bekannte Zen-Buddhist D. T. Suzuki ebenso zu den Briefempfängern wie Juden und Hindus, vor allem aber zahlreiche christliche Theologen beider Konfessionen, nicht zu vergessen die Ratsuchenden, Patienten und Schüler. Hier kommt speziell der Arzt zu Wort, der deren Lebensproblematik kennt und deren Träume deutet. Es versteht sich, dass der Kenner der Jungschen Psychologie aus diesen Briefteilen zusätzlichen Nutzen zu ziehen vermag.

Entsprechend breit aufgefächert sind die Themen und belegen die Universalität und den geistigen Weitblick des Schreibers: Fragen der Selbst- und der Wirklichkeitserkenntnis, der Schicksalsbewältigung, Stellungnahmen zu Zeitproblemen. Immer spricht der Psychologe, der Seelenarzt, der sowohl auf Vorgänge im persönlichen wie im überpersönlich-kollektiven Unbewussten acht hat. In Verbindung mit den zahlreichen erläuternden Fussnoten wird das sorgfältig edierte persönliche Dokument zu einer umfangreichen kultur- und geistesgeschichtlichen Dokumentation, in der vielfältige Zeittendenzen und -motive zu Wort kommen. Schon deswegen darf dieses Briefwerk mit einem Leserinteresse rechnen, das über den Kreis der Psychologen weit hinausweist.

Kritiker und Freunde werden es dankbar vermerken, dass endlich auch zahlreiche Briefe aus der Zeit des Nationalsozialismus und der Judenverfolgung zugänglich geworden sind. Diese Texte dürften dazu beitragen, etwaige kompromittierende Äusserungen oder missverständliche Verhaltensweisen Jungs klarzustellen. Die fraglichen Briefe an Juden und an nationalsozialistisch-«gleichgeschaltete» Kollegen verdienen im Zusammenhang mit Aniela Jaffés diesbezüglicher Klärung in «Aus Leben und Werkstatt von C. G. Jung» (Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1968) gelesen zu werden. Seinen «Schatten» leugnet der Kenner seelischer Wirklichkeit indessen nicht, wenn er schon 1926 an eine Kollegin schreibt: «Ich gehe meinen Weg und trage meine Bürde, so gut ich es vermag (...) Es gibt in meinem Leben keine Schwierigkeit, die ich nicht ganz und gar selber bin. Niemand soll mich tragen, solange ich auf eigenen Füssen stehen kann.»

Wenn ein Wunsch offen bleibt, dann der, dass sich die Jung-Erben recht bald bereitfinden möchten, aus dem reichlich vorhandenen Material der persönlich-familiären Zeugnisse geeignete Briefe freizugeben. Denn erst die Kenntnis dieser Seite des Forschers und des Menschen Carl Gustav Jung vervollständigt das Bild, um dessen Zustandekommen sich Aniela Jaffé und Gerhard Adler als Herausgeber der eng-

lischen Ausgabe verdient gemacht haben. Da die bis zum Jahr 1961 – Jungs Tod – reichenden Briefe, die bis Sommer 1973 vorliegen sollen, als letzte Ergänzung und als Selbstinterpretation des vielschichtigen Lebenswerkes anzusehen sind, werden auch die beiden folgenden Bände mit grosser Spannung erwartet.

Gerhard Wehr

[1] C. G. Jung, Briefe, Erster Band: 1906 bis 1945, Hrsg. von Aniela Jaffé in Zusammenarbeit mit Gerhard Adler, Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1972.

HINWEISE

Nationalismus wissenschaftlich durchleuchtet

Einen glücklichen Griff tat Abraham Ashkenasi, indem er eine Auswahl wichtiger Schriften von *Karl Deutsch* zum Problem «Nationenbildung – Nationalstaat – Integration» (Bertelsmann Universitätsverlag, Düsseldorf) in deutscher Übersetzung herausgab. Deutsch, diesem fruchtbaren und imaginativen Denker, geht es um zweierlei: um die kritische Durchleuchtung des traditionellen Nationalismus und um die Frage, unter welchen Umständen und wie grössere politische Gemeinschaften entstehen. Die hier vereinigten Aufsätze stammen aus verschiedenen Schaffensperioden des Autors und reichen von traditionellen historischen Fallstudien («Die Rolle grosser und kleiner Staaten im Entwicklungsprozess grösserer politischer Gemeinschaften») bis zu modernen quantitativen Ansätzen («Die Neigung zur internationalen Transaktion»).

*

Ebenfalls in deutscher Sprache zugänglich ist nun *Karl Deutschs* Buch «Der Nationalismus und seine Alternativen» (Piper, München). Darin fasst Deutsch seine wissenschaftlichen Erkenntnisse für einen breiteren Leserkreis zusammen. Die nationale Integration in Westeuropa, das Verhältnis von Nationalismus und Kommunismus, der Nationalismus in den Entwicklungsländern und die Probleme der regionalen Gemeinschaftsbildung sind die Hauptgegenstände seiner Überlegungen. Im Schlusskapitel geht Deutsch realistisch und engagiert auf die Frage ein, ob der Nationalismus noch eine Zukunft habe.

Konflikttheorie

Klaus Jürgen Gantzels Studie «System und Akteur – Ein Beitrag zur vergleichenden Kriegsursachenforschung» (Bertelsmann Universitätsverlag, Düsseldorf) markiert im deutschen Sprachraum einen echten Durchbruch in der bisher durch «geisteswissenschaftliche» oder frankfurterisch-«kritische» Missverständnisse dominierten Erforschung der internationalen Politik. Gantzel referiert zunächst sachkundig und umfassend über die zahlreichen angelsächsischen Ansätze der Disziplin und leitet damit, wie zu hoffen ist, deren längst überfällige Rezeption ein. Sodann legt er selber eine empirische Studie vor, die den Zusammenhängen zwischen Krieg und Kultur nachgeht, eine Arbeit, die nicht zuletzt auch durch ihre mustergültige methodische Transparenz und Sorgfalt vorbildlich ist.